Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 15 (1950-1951)
Heft: 1

Artikel: Geschützte und gefährdete Pflanzen im Baselbiet [Fortsetzung]
Autor: Honegger, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859170

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bi wyter immi yne gange
und chummen äntlig uf e Grund:
Wär ohni di dur s Läbe hüschted,
dä läbt vergäbe, isch es Noll!

Öb Hab und Guet, öb Stand und Name,
s verwäit ain wie verdoreds Laub.
Und was er gsi isch, chönnt e Traum sy:
Tuesch d Augen uuf, se gwahrsch in nümm.

Wos mi no gwirsed het im Härz inn
und gstochen i de Niere, Heer,
do ha di wäger nit verstande,
bi gsi wie s uvernöiftig Veh.

Und ieze blyb i bständig by der!
Du hebsch mi a der rächte Hand,
du laitisch mi uf allne Wäge
und lüpfsch mi ainisch zue der ue.
Psalm 73.

Geschützte und gefährdete Pflanzen im Baselbiet.

Von *Karl Honegger*, Sissach.

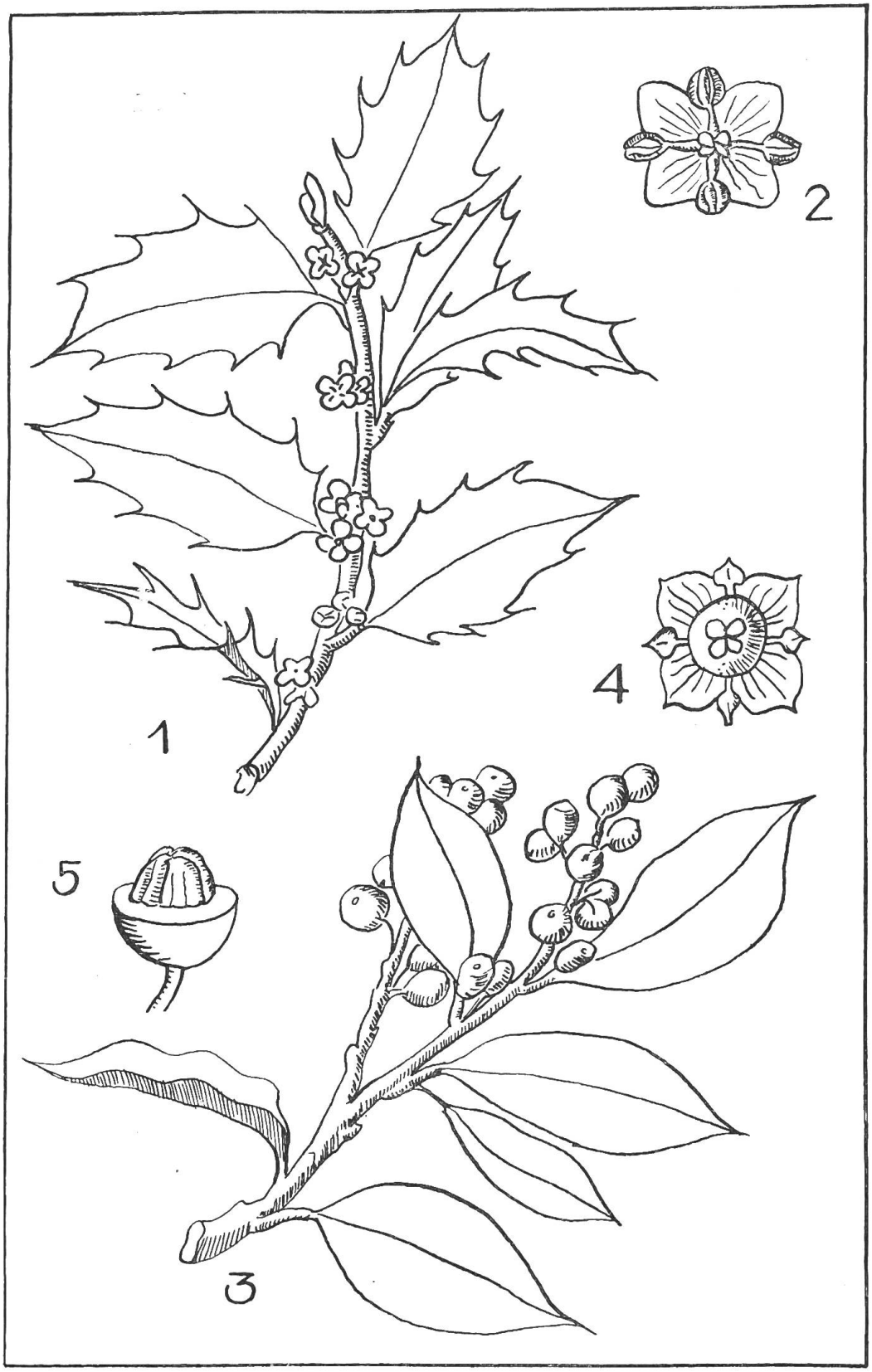
Neben den schon durch Text und Bild vorgestellten Pflanzen, die im Baselbiet gesetzlichen Schutz geniessen, verbleiben noch zwei Vertreter, die in mancher Hinsicht ähnliche Züge zeigen: Stechpalme und Eibe. Beide sind in unsern winterkahlen Laubwäldern als immergrüne Fremdlinge auffällig, und gerade deshalb müssen beide für die Ausschmückung der Wohnräume im Winter manche schwerwiegende Opfer bringen. Aber auch gar mancher Gartenbesitzer möchte eine stattliche Stechpalme oder Eibe zur Zierde seines Besitztums vor dem Hause heranwachsen sehen, weshalb gerade die seteneren, aufrechtwachsenden baumartigen Exemplare gefährdet sind, deren Ausgraben in der kantonalen Naturschutzverordnung ganz besonders verboten ist.

Stechpalme — Ilex Aquifolium L.

Hauptmerkmale.

Während in unsern Buchenwäldern da und dort ein Stechpalmengesträuch das Unterholz bildet, sind zur Seltenheit auch Bäume bekannt, die 10 bis 15 Meter Höhe und bis 1,40 Meter Stammumfang erreichen. Auffällig sind die immergrünen, kahlen, lederartigen Blätter, deren glänzende Oberhaut das Licht zurückwirft. So sehr auch die meisten Volksnamen der Pflanze auf die Stachelspitzen am gebuchteten Blattrand zurückgehen, sind sie nicht einmal

Erklärung der Figuren:
1 Blühender männlicher Zweig mit bewehrten Blättern. — 2 Männliche Blüte. — 3 Weiblicher Zweig mit Beeren und unbewehrten Blättern. — 4 Weibliche Blüte. — 5 Halbierte Beere mit den 4 Samen. — (2, 4, 5 vergrössert, 1 und 3 verkleinert.)


1
2
3
4
5

immer vorhanden. Je nach Alter und Wuchsform kann die Wellung und Bestachelung ganz verschieden stark entwickelt sein und sich bei alten, baumförmigen Exemplaren vollständig verlieren.

Die Stechpalme ist eine zweihäusige Pflanze, d. h. es gibt männliche und weibliche Pflanzen; die letztern tragen dann im Spätherbst und Winter die leuchtend korallenroten Beeren (Steinfrüchte), die einen weitern verderblichen Anreiz zur Verstümmelung der weiblichen Sträucher ausüben. Zwar entwickeln sich alle Blüten als Zwitterblüten mit Stempel und Staubbeuteln; die Zweihäusigkeit ergibt sich durch Verkümmern der einen oder andern Geschlechsteile. Die Blüten sind nur klein und weisen vier (selten fünf) am Grunde verwachsene weisse Zipfel auf. Sie sind im Mai oder Juni an den Sträuchern zu finden, sofern sie überhaupt zum Blühen kommen. Die kugelige bis eiförmige Frucht enthält meistens vier gefurchte hartschalige Samen.

Fundstellen.

Die Stechpalme findet sich in der Schweiz in den Voralpen und in der Bergstufe; besonders häufig ist sie in Seenähe. Im Vergleich dazu ist diese ausgesprochen atlantische Pflanze — sie dringt unter dem Einfluss des Golfstromes bis weit nach Norwegen vor — im Jura lange nicht so häufig. Dem Untergrund gegenüber ist sie durchaus nicht wählerisch, zieht aber Standorte im Buchenwalde allen andern vor.

Interessante Einzelheiten.

Besonderem Interesse begegnen bei den Botanikern wie beim Naturfreund die Blätter. Sie, die winterhart sind, und deshalb im Verbrauch des Wassers äusserst sparsam sein müssen, versehen ihre Arbeit der Verwertung der Kohlensäure bis zu drei Jahren, meistens aber doch zwei volle Jahre. Es fehlt auch nicht an Theorien, die sich mit der Verschiedenheit der Blattgestalt und dem Verschwinden der Stacheln im Alter befassen. Führen sie die einen auf Vererbung zurück, indem sie die Stechpalme als Kreuzung einer bestachelten und einer unbewehrten Form betrachten, sehen andere darin eine Sparmassnahme der Natur, weil diese Erscheinung fast immer mit der Ausbildung kleinerer Blätter einhergeht, was natürlich auch die Verdunstung verringert. In dieser Wandelbarkeit der Blattform ähnelt die Stechpalme auch dem immergrünen Efeu, wo ebenso je nach Alter und Wuchsform verschieden geformte Blätter auftreten.

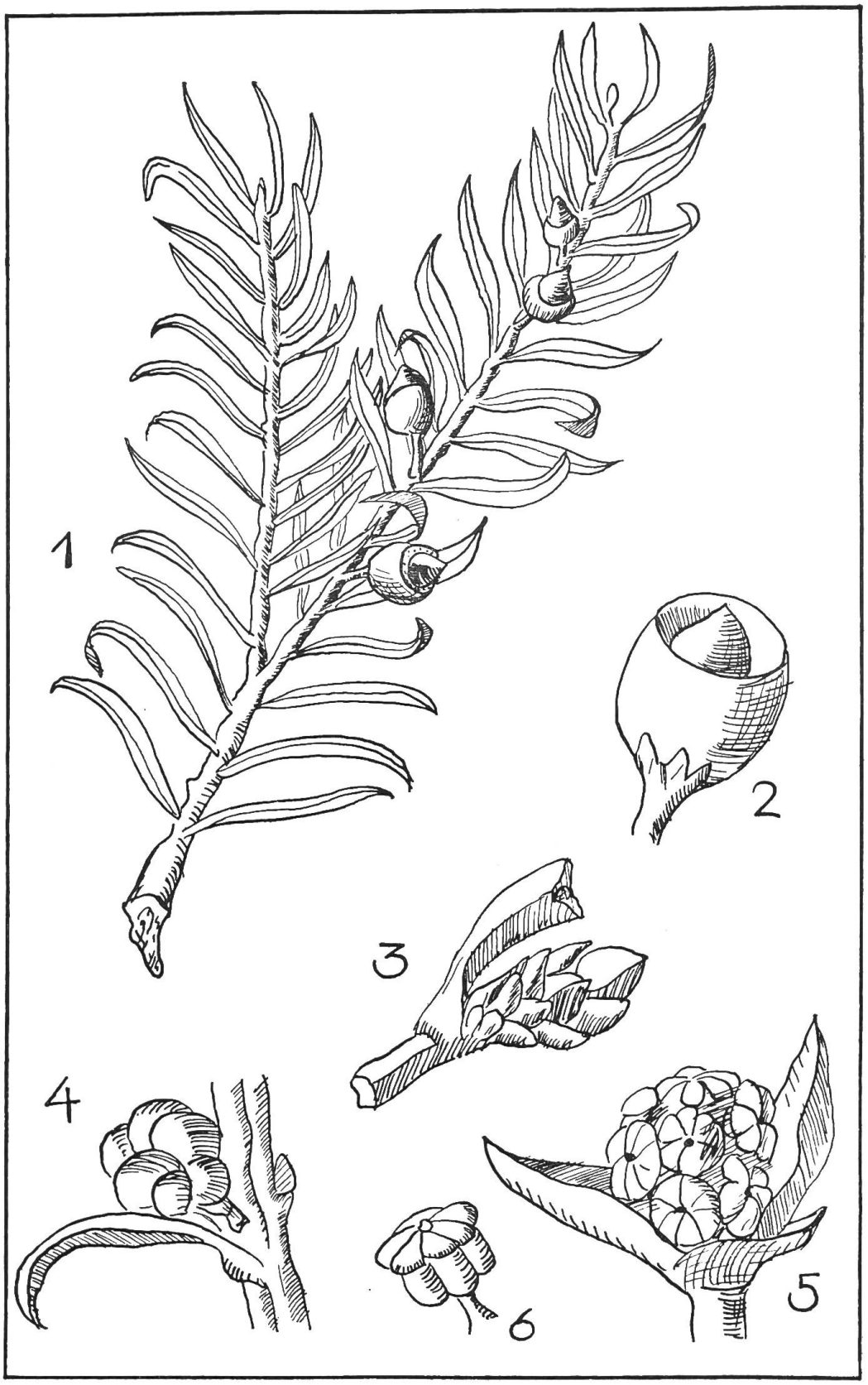
Von den beiden Geschlechtern sind die männlichen Sträucher weit häufiger zu finden, da wie schon erwähnt, die weiblichen Beerenträger den Nachstellungen viel stärker ausgesetzt sind.

Als ganz besondere Eigentümlichkeit sei hier die Tatsache angeführt, dass ein Baum in Deutschland, die Dr.-Foerster-Hülse in Mittel-Enkeln bei Köln, sein Geschlecht gewechselt hat, indem er 1911 viele rote Beeren trug, 1916 dagegen nur männliche Blüten entwickelte. Obwohl Keimungsversuche ergeben haben, dass nach anderthalb bis zwei Jahren fast alle Samen auswachsen — Lichtmangel hält die Keimung zurück —, gehen in der freien Natur die Pflanzen fast ausschliesslich aus Wurzelausschlägen hervor, äusserst selten werden ausgekeimte Jungpflanzen gefunden.

Vielerorts geniesst Ilex Aquifolium den Schutz durch Verordnungen, und Stechpalmenbäume zählen zu den Naturdenkmälern.

Erklärung der Figuren :

1 Weiblicher Zweig mit Beeren. — 2 Beere. — 3 Weibliche Blüte. — 4 Männliche Blütenknospe. — 5 Offene männliche Blüte. — 6 Einzelnes Staubblatt. — (2—6 vergrössert.)


1
2
3
4
5
6

Mehr und mehr sollte auch bei uns die Einsicht durchbrechen, dass es andere Möglichkeiten gibt, festliche Wohnräume an Weihnachten und Palmsonntag herzurichten, beerentragende Zweige zu Trauerkränzen zu binden, als ausgerechnet mit Stechpalmenzweigen. Dass solche Aeste über der Haus- oder Stalltür Blitzschlag, Seuchen und anderes Unglück fernhalten könnten, wird ja niemand mehr im Ernste glauben!

Eibe — Taxus baccata L.

Hauptmerkmale.

Die Eibe ist der einzige Vertreter der Nadelhölzer unter unsern geschützten Pflanzen. Sie zeigt mit ihren breiten, zweizeilig am Zweig angeordneten Nadeln eine gewisse Aehnlichkeit mit der Weisstanne. Nur sind die Eibennadeln unterseits etwas heller grün als auf der Oberseite und die beiden parallelen weissen Wachsstreifen der Weisstanne fehlen ihr. Dazu tritt noch, dass die Nadeln der Eibe am Ende leicht abwärts gebogen sind und nur in eine Spitze auslaufen. Aber auch unter den Nadelhölzern belegt sie eine Sonderstellung, indem sie zweihäusig ist (wie der Wacholder) und rot umwallte Beeren trägt, die in unserer Gegend als «Schnuderbeeri» bekannt sind.

Die männlichen Sträucher tragen auf kurzen Stielchen 6 bis 15 Staubblätter, die zusammen ein kugeliges Köpfchen bilden. Jedes Staubblatt gleicht einem Schirmchen, unter dem, um den kurzen Stock geordnet, mehrere verwachsene Staubsäckchen hängen. Die weiblichen Blüten stehen einzeln an jungen Trieben und sind in der ersten Zeit kaum von Laubknospen zu unterscheiden. Nach der Befruchtung, die im März oder April erfolgt, wächst langsam ein vorerst grüner, später schwarzbrauner holziger Same heran, der in der Form einer stark verkleinerten Eichel ähnelt. Mit zunehmendem Wachstum entwickelt sich von der Samenbasis aus ein grüner Ring, der zum becherartigen, scharlachroten Mantel heranreift. Dieser ist essbar, schleimig-zuckersaftig und in unberührtem Zustande bläulich bereift.

Fundstellen.

Die Eibensträucher — weit seltener sind schlanke baumförmige Exemplare, die bis zu 17,5 Meter Höhe erreichen — lieben kalkhaltigen Boden und treten stellenweise im Nadel- und Laubwald als Unterholz auf. Von der Ebene steigt die Eibe bis ca. 1400 Meter, bildet aber nie zusammenhängende Bestände. Vielseitige Verwendung des Holzes hat sie als Wildstrauch zu einem verhältnismässig seltenen Unterholz werden lassen, das noch vor 200 Jahren weit häufiger war.

Interessante Einzelheiten.

Das elastische Holz eignet sich vorzüglich für Schnitzarbeiten, weshalb schon in Pfahlbauten Bogen, Messer, Kämme aus Eibenholz gefunden wurden. Die Verwendung als Bogenholz hat auch dazu geführt, dass Eiben als Wehrpflanzen in der Nähe der Burgen gerne gesehen wurden (Dr. F. Heinis, BHBL, Aug. 1942). Peitschen- und Bergstöcke wurden daraus verfertigt, und da das Holz im feuchten Boden nicht schnell fault, kann man auch eibene Zaunpfähle und Rebstickel treffen. Auch Fasshahnen werden etwa aus ihrem Holze hergestellt (Pippenholz). Alle diese Verwendungen führten dazu, die Eibenbestände stark zu verringern.

Allbekannt ist die Tatsache, dass die Eibe giftig ist. Sie enthält in Nadeln, Rinde und Holz ein Alkaloid, das besonders auf Säugetiere schädigend wirkt,

wobei Pferde empfindlicher reagieren als Rinder, die scheinbar mit der Zeit gegen das Gift immun werden.

Die Eibe wird häufig kultiviert in Gärten, Parkanlagen und auch etwa zu Lebhägen verwendet. Da also die Gärtner über besondere Kulturformen verfügen, ist es völlig unnötig, verbotenerweise den Wald der seltenen Wildeiben noch zu berauben!

Zwei Strassen — zwei Brücken.

Von Dr. *G. A. Frey,* Kaiseraugst.

Die schweizerische Eidgenossenschaft ist wahrscheinlich von den Römern als Helvetiens Beherrschern zum ersten Male ersonnen, erdacht worden. Nichts wies darauf hin, dass die Raetier, Helvetier, Rauraker und Lepontier (im Wallis) sich einmal zu einem Volk vereinigt sehen würden. Nach der Theorie, dass die Menschen ihren Flüssen nachziehen, hätte Raetien mit Oesterreich, die Ostschweiz wie die Zentralschweiz mit Deutschland sich verbinden und die Westschweiz mit Frankreich zusammenhalten müssen. So wäre dann unsere heutige Schweiz in Kriegsfällen beständiger Kriegsschauplatz der betreffenden «Oberländer» geworden.

Dass es nicht dazu kam, haben unseres Erachtens die Römer verhindert, die durch ihr *Strassennetz* den Grundriss des künftigen Schweizer Staats in klassischer Simplizität entwarfen.

Von Rom aus führte eine Strasse durch Raetien nach Curia Raetorum, Arbor felix, Vitodurum, Vindonissa, Salodurum via *Augusta Rauracorum* — also nicht auf dem kürzesten Wege dem Fusse des Juras und der Aare entlang, sondern auf einem *Umwege* an die Ergolz, der bekundete, dass die Römer auch *Raurazien* zum helvetischen Untertanenstaat rechneten. Von Salodurum aus zog sich die Strasse nach Petinesca, Aventicum und durch das Wallis nach Rom zurück.

Diese Strasse *bediente* Helvetien offenbar nicht nur, sondern sie *beherrschte* es auch. Die auf ihr verkehrenden Menschen und Wagen, die von Rom via Helvetien nach Rom fuhren, ritten oder schritten, weiteten den Blick der anwohnenden Volksstämme, die in das grosse Welttheater hineinschauten, wobei sie politisch, militärisch und wirtschaftlich denken lernten. Zugleich schärfte dieser in sich selbst zurückkehrende Verkehrsweg grossen Stils den Helvetiern, Tigurinern, Raetiern und Raurakern ein bestimmtes Zusammengehörigkeitsgefühl ein, das kaum entstanden wäre, wenn der Anfangspunkt mit dem Endpunkt (Rom) nicht zusammengefallen wäre. Auch Beziehungen persönlicher und geschäftlicher Art zwischen Bewohnern Italiens und solchen Helvetiens, sowie zwischen Helvetiern unter sich entstanden. Das Bewusstsein, ein *besonderes* Volk zu bilden gegenüber den jenseits des Rheins und jenseits des Juras hausenden Völkern, musste sich in den Jahrhunderten, die Roms Herrschaft in Helvetien umfasste, immer mehr verstärken. Die Römerstrasse führte wahrscheinlich deshalb nicht über Zürich, sondern durch das Bodenseegebiet nach Vindonissa, weil sie einen möglichst weiten Bereich des helvetischen Landes beherrschen sollte, im Norden nicht zu weit vom Rhein als Grenzstrom entfernt sein durfte. Der militärisch wichtigste Punkt war wohl *Vindonissa,* der Ort, wo die Aare ein weites, vor Invasion zu